

## Unter fremden Leuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler.

(Fortsetzung.)

**E**nde Mai fand zu Ehren des Besuches eines ausländischen Souveräns eine Galavorstellung im Opernhause statt, an der auch der Oberst mit seiner Familie teilnahm. Frau von Dahlem war in großer Toilette, mit echten Spitzen und Diamanten geschmückt, und selbst die blasse Wanda sah in dem hellblauen Seidenkleide wie ein halb-erschlossenes, zartes Röschchen aus. Auf inständiges Bitten des Kindes sollte auch Gertrud der Vorstellung beivohnen, und da ihre Toilette nicht dazu geeignet war, hatte ihr die lebenswürdige Dame ein feines, weißes Batistkleid mit Stickerei und Tüll-einsätzen, das sie selber bei Herkog ausgewählt, geschenkt. Als das junge Mädchen, zierlich frisiert und mit einer Rose im Haar, in dem duftigen, durchbrochenen Kleide in ihrem Zimmer vor dem Spiegel sich betrachtete, fühlte sie sich fast geniert. Die feingeformten Arme, der schöne Nacken wurden nur ganz leicht von dem durchsichtigen Flor verhüllt, und sie glaubte in ihrer Naivität, daß sich aller Blicke auf sie richten und die Leute sich über sie aufhalten würden.

Der weite Saal war strahlend erleuchtet und in den Bogen herrschten die glänzenden Uniformen vor, neben denen die ordnungsgeschmückten Fräule nicht recht zur Geltung kamen. In den tiefausgeschnitzten Toiletten der Damen funkelte es von Diamanten, man trug Blumen im Haar und in den Händen. Ein Gemurmel von Freude und Ungeduld ging durch die Reihen, man erwartete gespannt das Eintreten der hohen Herrschaften, und Gertrud, die im Hintergrunde der Loge saß, bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß man sich nicht im geringsten um sie kümmerte.

Es wurde „Carmen“ gegeben. Von der phantastischen Handlung und der erklingenden Musik vollständig in Anspruch genommen, wandte Gertrud den Blick keinen Moment von der Bühne. Sie hatte ihre Umgebung völlig vergessen. Als sie aber doch einmal zufällig ihre Augen nach der gegenüberliegenden Loge richtete, bemerkte sie dort zwei Herren, einen älteren und einen jüngeren, von denen der letztere sich auf die Freistung lehnte und durch das Opernglas zu ihr hinüber sah.

Das wäre für eine junge Dame der Gesellschaft nichts Auffallendes gewesen, aber Gertrud fühlte sich, namentlich da der Herr sich in seiner Beobachtung sehr ausdauernd zeigte, schrecklich geniert und saß schließlich wie mit Purpur übergossen da. Erst als der junge Herr im Zwischenakt hinausgegangen war, atmete sie wieder auf. Aber diese Befreiung war nicht von langer Dauer, denn nach kurzer Zeit kehrte der Betreffende in Gesellschaft zweier Freunde in die Loge zurück und Gertrud glaubte zu bemerken, daß nun alle drei ihre bescheidene Person ins Auge faßten und man sich in der Unterhaltung mit ihr beschäftigte. Überraschung, Verwirrung, ja geradezu Angst überfiel sie aber, als sie gewahr wurde, daß sich auch von anderer Seite die Gläser auf sie richteten.

Auch Wanda wurde jetzt aufmerksam.

„Wie man uns heute beobachtet, Fräulein!“ jagte sie. „Ach, ich weiß wohl, warum“, fügte sie neckend hinzu.

„Warum meinst du denn, daß es geschieht?“ fragte Gertrud ängstlich.

„Das werden Sie schon wissen, Fräulein. Mama und mir schenkt man solche Aufmerksamkeit nicht.“

„Du meinst also, daß es mir gilt?“ sagte Gertrud, immer verlegener werdend. „Ist denn an meiner Toilette etwas nicht in Ordnung oder ist mein Haar verwirrt, daß ich die Aufmerksamkeit der Leute erzeuge?“

Frau von Dahlem hatte das Gespräch mit angehört.

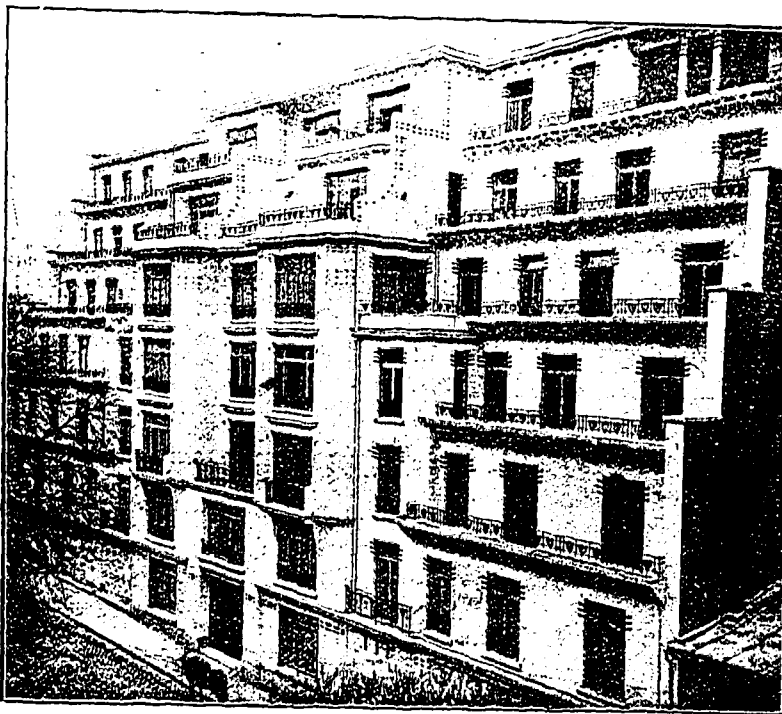
„Sie sind wirklich noch recht kindlich, Fräulein Wagnitz“, jagte sie lächelnd. „Im Theater werden die hübschen Damen von den Herren immer aufs Neue genommen. Lassen Sie ihnen das Verquänten. Operngläser sind ja keine Kanonen, die Schaden zufügen können.“

„Die hübschen Damen!“ Gertrud erröte bei diesen Worten. Und sie konnte es nicht verhindern, daß sie bis zum Ende der Vorstellung den Gegenstand der Beobachtung drüben in der Loge bildete.

Als man nach dem dritten Akte die Primadonna noch einmal hervorrief, fiel ein prachtvolles Butett in

die Professorennismuloge, in welcher der Oberst mit seiner Familie saß. Es mußte unentschieden bleiben, ob es sich um einen ungeschickten Wurf handelte oder die Sache beabsichtigt war.

Gertrud sprang erschrocken von ihrem Sitz auf, denn die Blätter der Rosen und Kamelien stoben nur so um sie herum. Im nächsten Augenblick bemerkte sie, daß der junge Mann ihr



Eine neue Art von Wohnhäusern in Paris. (Mit Text.)

gegenüber in der Loge, während er der Sängerin Beifall klatschte, fest den Blick auf sie gerichtet hielt.

Kurz vor Schluß der Vorstellung erhob sich der Oberst, um mit seiner Familie etwas eher das Opernhaus zu verlassen. Er liebte es nicht, ins Gedränge zu geraten, das heute ganz besonders stark zu werden schien. Gertrud zuckte in der Vorhalle zusammen, als sie den jungen Mann aus der Loge, von einem Pfeiler halb verborgen, stehen sah. Sie ergriff schnell den Arm Wandas und zog diese eiligst die Stufen hinab, um so schnell zu dem unten harrenden Wagen des Obersten zu gelangen. Aber es war nicht leicht, unter den vielen Gefährten das richtige herauszufinden. Sie war in ihrer Hast an dem Bedienten, der am Portal wartete, vorübergekauft.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen behilflich sein?“ hörte Gertrud sich plötzlich angeredet. Sie tief vor ihr verneigend, stand der Beobachter aus der Loge wie aus dem Boden gewachsen vor ihr. Ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholen und antworten konnte, machte Wanda sie darauf aufmerksam, daß der Wagen inzwischen an der Freitreppe vorgefahren sei. Der Oberst und seine Gattin hatten bereits Platz darin genommen. Der Diener öffnete den Schlag, und nachdem Gertrud und ihre Schülerin ebenfalls eingestiegen waren, rollte das Gefährt davon.

7.

Eine Woche später verließ die Familie des Obersten Berlin, um für die Sommermonate nach Dahlemshof überzusiedeln. Am Bahnhofs wurden die Herrschaften von dem jungen Freiherrn von Dahlem empfangen. Dieser war ein blonder, breitschultriger, kräftiger Mann, der echte Typus des pommerischen Landedelmannes. Seine Unterhaltung bewegte sich auch fast ausschließlich in den Interessen eines solchen.

Als sie am Ortortor des Parkes aus dem Wagen stiegen und der Oberst seiner Gattin den Arm geboten hatte, um sie ins Herrenhaus zu führen, blieb Ewald von Dahlem mit Gertrud und seiner Schwester etwas zurück. Man kam sehr bald auf Berlin und das Leben und Treiben dort zu sprechen.

„Ich bin kein Welmann, mein Fräulein,“ sagte er unter anderem, „mich zieht es nicht in den Strudel der großen Stadt. Ich liebe Dahlemshof, wo ich aufgewachsen bin, die Tiere und die Jagd. Wenn auch mein Vater es mir immer noch nicht verzeihen kann, daß ich nicht wie er die Offizierstarrere eingeschlagen habe, so kann er doch zufrieden sein, einen Verwalter seines Stammgutes in mir gefunden zu haben, der ihn nicht bestiehlt. Ich habe erst wieder Ordnung hier in die Verhältnisse gebracht.“

An einem der nächsten Tage, als Wanda ihrem Vater und Bruder einige neue Stücke, die sie in der letzten Zeit gelernt, auf dem Klavier vorgespielt hatte, ersuchte Frau von Dahlem Gertrud, einige Lieder zu singen. Als sie damit zu Ende war, trat der junge Freiherr hastig zu ihr ans Instrument.

„Wahrhaftig, Fräulein,“ rief er begeistert, „Sie lehren mich Geschmack an der Musik. Das ist eine große Anerkennung Ihres Talentes“, er lächelnd hinzu, „denn ich habe bisher wenig Sinn für die edle Tonkunst gehabt.“

„Das ist wahr!“ rief Wanda. „Erinnerst du dich noch, Mama, wie Ewald einmal während einer Wohltätigkeitsvorstellung bei Kroll eingeschlafen war?“

„Ha, ha!“ lachte der Oberst „das sieht ihm ähnlich, das sieht ihm ähnlich!“

„Ich gerate heute noch in Verlegenheit, wenn ich daran denke“, sagte Frau von Dahlem.

„Da kommt Cäsar!“ rief Ewald, offenbar erfreut, das Gespräch auf ein anderes Thema bringen zu können. „Zum Henker, was hat das Tier da? Hierher Cäsar!“

Die Dogge, welche bisher nur den Kopf durch die Türspalte gesteckt hatte, schoß ins Zimmer. Sie trug eine mächtige Kette in der Schnauze.

Die Damen schrien erschreckt auf, als der Hund das häßliche Tier zu den Füßen seines Herrn niederlegte.

„Wie kannst du den Hund hier hereinlassen, Ewald!“ schalt der Oberst.

Der junge Freiherr erhob sich sofort, machte dem Hund ein Zeichen, ihm zu folgen und verließ das Zimmer.

„Ewald scheint es übel genommen zu haben, daß ich an den Abend bei Kroll erinnerte,“ sagte Wanda. „er wird so bald nicht wiederkommen.“

Aber gegen alles Erwarten erschien der unge Herr nach kurzer Zeit wieder im Salon.

Er trat zu Gertrud heran und sagte bittend:

„Wollen Sie uns nicht noch etwas singen, Fräulein?“

„Um —“, machte der Oberst, „Fräulein Wagnis wird den Widertypen noch zähmen und aus dem Naturfeindwämer einen Salomonen machen. Schade, daß Sie nicht früher zu uns

kommen, vielleicht wäre es Ihnen auch gelungen, ihn für den bunten Rock zu begeistern.“

Gertrud setzte sich ans Klavier und sang.

„O du mein holder Abendstern“, hatte sie unter den Noten ausgepäht und erntete ungeteilten Beifall damit. Sie fügte dann noch eine Arie aus dem „Freischütz“ hinzu.

Als später von Musik gesprochen wurde, zeigte sich der junge Freiherr übrigens keineswegs so unwissend auf diesem Gebiet wie Gertrud anfänglich geglaubt hatte.

In einem schönen, taufrischen Junimorgen war die junge Erzieherin noch vor dem Frühstück in den Garten hinabgegangen, wo sie ihre Schülerin erwarten wollte. Gleich darauf hörte sie vom Salon her Pianollänge. Sie stieg die Terrasse wieder hinauf und trat in den Salon, denn sie glaubte daß es Wanda sei, welche nach Kinderart das Versprechen, in den Garten zu kommen, vergessen habe.

Aber sie blieb erschrocken an der Glastür stehen, denn es war der junge Freiherr, der vor dem Instrument saß. Er schien übrigens ebenso bestürzt zu sein, wie Gertrud, denn er sprang schnell von seinem Sessel auf, als er sie bemerkte.

„Man macht sich mit dieser Stämperci nur lächerlich, Fräulein Wagnis“, sagte er. „Ich habe seit länger als drei Jahren keine Taste angerührt. Sehen wollte ich mal prüfen, ob noch etwas von früher haften geblieben ist.“

„Es scheint ja doch noch ganz leidlich zu gehen“, meinte Gertrud, um nur etwas zu sagen.

„Oh, Sie sind sehr gütig. Das ist natürlich nur Nachsicht.“

„Singen Sie auch, Herr von Dahlem?“

„Ich habe früher auch gesungen. Könnten Sie mir nicht etwas Anleitung geben?“

„Sehr gern.“

„Vielleicht betäme ich es fertig, Sie beim Gesang zu begleiten. Für unsere ländliche Einsamkeit wäre dies eine nette Zerstreuung. Wir könnten vielleicht auch vierhändig spielen.“

„Gewiß. Und ich glaube, daß Ihre Frau Mutter sich sehr freuen würde, wenn Sie wieder Geschmack an der Musik fänden. Sie liebt sie so sehr. Lassen Sie uns nur bald damit beginnen, Herr von Dahlem.“

„Am besten gleich!“ rief lustig eine seine Stimme hinter ihnen. Es war Wanda, die einen Teil der Unterhaltung mit angehört hatte. „Du hast eine schöne Stimme, Ewald, ich weiß es“, fügte sie hinzu. „Mama hat immer bedauert, daß du gar nicht läßt.“

Ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten versuchte der Freiherr mit seinem kräftigen Organ eine Arie zu singen. Seine Stimmittel waren nicht schlecht, aber es fehlte jede Schule. Sein Gesang war ebenso zwanglos wie es sein ganzes Wesen war.

Gertrud mochte ihn nicht entnütigen und sag e einige freundliche Worte, für die er nicht unempfänglich war. Sie erlebte auch die Genugtuung, daß Frau von Dahlem ihr am Abend ihre Anerkennung darüber aussprach, daß sie sich der Mühe unterziehen wolle, Ewald etwas Methode beizubringen.

Es begann also eine Art Unterricht, der eigentlich mehr in Ratsschlägen von seitens Gertruds bestand. Die Kunst verfeinern die Sitten und man konnte eine solche Wirkung auch bei Ewald von Dahlem beobachten. Er ließ nicht mehr ständig in dem bequemen Jagdhabit herum, sondern kleidete sich sorgfältiger. Auch schien er Geschmack an Geselligkeit zu finden, denn er erschien häufiger als sonst im Familientreise, und Frau von Dahlem wunderte sich manchmal im stillen darüber, wie angelegentlich er sich mit dem naiven Schwesterchen und deren Erzieherin unterhalten konnte.

Bei einem Ausflug, der bei ziemlich kühler, windiger Witterung unternommen wurde, hatte Wanda sich stark erkältet. Sie fieberte und der Doktor Bernide wurde gerufen. Es handelte sich um eine ungesährliche Halsentzündung. Als er eben das Herrenhaus verlassen wollte, begegnete ihm Gertrud im Korridor.

„Nun, wie geht es Ihnen?“ redete er sie freundlich an. „Nach Ihrem Aussehen zu schließen, vortrefflich“, fügte er hinzu.

Gertrud streckte ihm herzlich die Hand entgegen.

„Das habe ich Ihnen zu verdanken, Herr Doktor,“ sagte sie warm, „ich bin so glücklich, dem Glend und Alleinsein in der großen Stadt enthoben zu sein.“

„Die See wird das übrige tun und Ihre immer noch etwas blaffen Wangen röten“, sagte der Arzt. „Wie ich soeben erfahren habe, ist der Oberst geneigt, eine bei Kolberg dicht an der See gelegene Villa als Sommeraufenthalt für seine Familie anzukaufen.“

„Sollen wir fort von hier? Das würde ich sehr bedauern!“ rief Gertrud.

Doktor Bernide sah sie forschend an. „Bedauern — wie?“ fragte er etwas betreten.

„Weil es mir in Dahlemshof so gut gefällt, weil...“

Sie konnte nicht weitersprechen. Der Doktor hatte ihre Hand ergriffen und presste sie fast krampfhaft in der seinen.

Gertrud sah ihn befremdet an, aber es wurde ihr gleich darauf klar, weshalb er es tat. Er wollte offenbar das Gespräch abbrechen, denn Lisette, die Kammerzofe der gnädigen Frau, erschien soeben am Treppenaufgang.

In den letzten Tagen des Juni äußerte Frau von Dahlem, die sich jetzt bedeutend wohler fühlte, den Wunsch, die bei Stolberg gelegene Villa zu besichtigen, welche der Oberst inzwischen erworben hatte. Es sollten noch einige Reparaturen und Verschönerungen daran vorgenommen werden, und man hatte beschlossen, Ewald mitzunehmen, damit er diese überwache. Es würden mindestens vierzehn Tage darüber vergehen, äußerte der Oberst beim Abschiede sich Wanda gegenüber. Gertrud blieb mit ihrer Schülerin und dem größten Teil des Dienstpersonals in Dahlemshof zurück.

Zum maßlosen Ersämen Gertruds trat Ewald jedoch nach kaum dreitägiger Abwesenheit eines Morgens plötzlich in das Zimmer, in welchem sie mit Wanda beim Unterricht saß.

„Wie — seid ihr schon mit wieder zurückgekommen?“ rief das Kind, lebhaft von seinem Stuhle aufspringend.

„Die andern nicht — ich nur allein“, antwortete Ewald.

„Und weshalb du allein?“

„Der Heuernte wegen.“

„Und Papa und Mama?“

„Sie sind noch in Stolberg. Papa hat dort einen alten Regimentskameraden mit seiner Gattin entdeckt, sie amüsieren sich miteinander.“

„Du solltest doch aber die Arbeiten beaufsichtigen?“

„Es geht auch ohne mich. Ich langweilte mich in dem öden Hause. Außerdem hatte ich Sehnsucht nach Dahlemshof,“ fuhr Ewald, Gertrud dabei fest ansehend, fort, „nach meinen unterbrochenen Gesangsstunden, nach —“

Er brach ab, als er sah, wie verlegen Gertrud wurde. Sie lästete sich aber nach Möglichkeit, tat, als hätte sie ihn nicht verstanden und sagte scheinbar unbefangene:

„Ich wünsche Ihnen eine gute Ernte, Herr von Dahlem.“

Dann sich vor dem jungen Freiherrn verneigend, fügte sie hinzu: „Sie entschuldigen uns wohl. Wanda und ich wollten nach Wernsdorf hinunter, um eine Kranke zu besuchen.“

„Wer ist die Kranke?“

„Die Frau von dem Tagelöhner Martens. Sie hat seit gestern hohes Fieber, der Arzt gibt wenig Hoffnung.“

„Arme Frau! Sie hat vier kleine Kinder. Es muß für Stärkungsmittel gesorgt werden.“

„Lisette geht mit uns. Sie hat inzwischen ein Körbchen mit Wein und Lebensmitteln zurechtgemacht. Adieu, Herr von Dahlem!“

„Adieu, Fräulein Wagnitz.“

Das Wetter war herrlich, ein prächtiger Junimorgen. In dem Park, den sie durchschritten, blühten die Kampanulas und hoben ihre feinen, lilafarbenen Kelche in großen Mengen aus dem Grase hervor. Efeu umschlang die alten Mauern und die Winde kroch an ihnen hinauf. Auch sie war mit leuchtartigen Blüten förmlich überzät.

Wanda, die von ihrer Krankheit noch etwas angegriffen war, hatte einen prächtigen Strauß Wiesenblumen gepflückt und ihre Brust atmete in langen Zügen die frische Morgenluft ein. Die Bewegung brachte ein leichtes Röt auf ihren blassen Wangen hervor, und während sie fröhlich hin und her sprang, drückte sie mehr als einmal in überströmendem Entzücken die Hand ihrer jungen Lehrerin.

Ehe sie den Park verließen, machte Gertrud, um Wanda zu schonen, an einer kleinen Quelle Rast, in deren nächster Nähe sich eine Steinbank befand. Zuerst vergnügte Wanda sich damit, sich in dem kleinen Steinbassin, welches die Quelle umschloß, zu spiegeln. Dann legte sie plötzlich ihren Arm um Gertruds Hals und rief übermütig:

„Sie glauben gar nicht, Fräulein Wagnitz, wie wohl ich mich heute fühle! Ich habe diese Nacht einen sonderbaren Traum gehabt, über den ich noch immer im stillen lachen muß. Es war auch zu komisch! Denken Sie sich, ich rede Sie nicht mehr mit Fräulein Wagnitz an, denn Sie waren verheiratet. Aber gnädige Frau nannte ich Sie auch nicht, denn man sagte mir, Sie seien meine Schwester.“

Gertrud erschrak heftig. Sollte das Kind erraten haben, was in dem Herzen ihres Bruders vorging? Sie war aber noch bestürzter, als es gleich darauf im Gebüsch raschelte und Ewald plötzlich vor ihnen stand. Er nahm den Kopf seiner Schwester zwischen seine Hände und küßte sie lärmlich.

„Es hat famos geträumt, das kleine quecksilberne Ding!“ rief er. „Na, mein Kind, sie könnte deine Schwester werden, wenn sie wollte, es hängt nur von ihr ab. Fräulein Wagnitz“,

wandte er sich an das junge Mädchen, „ich verstehe mich nicht darauf, Komplimente und Phrasen zu drechseln. Ich habe bisher die Frauen sehr wenig beachtet. Aber Sie haben mich Ihr Geschlecht lieben und achten gelehrt und ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es ohne Frauenliebe kein Glück in der Welt gibt. Sie sind gebildet, hübsch und gut, dafür besitze ich zwei Eigenschaften, die Ihnen fehlen: Vornehme Abstammung und Reichthum. Nehmen Sie diese von meiner Hand an, wenn ich Ihnen dazu würdig erscheine, vielleicht gereicht es uns beiden zum Heile. Ich habe die Liebe bisher nicht gekannt, aber was in meinem Herzen für Sie lebt, muß die wahre, echte, treue Liebe sein, die so selten in der Welt anzutreffen ist.“

Gertrud, die mit gesenktem Kopfe diese freimütige Rede mit angehört hatte, sah jetzt in großer Bestürzung zu dem jungen Freiherrn auf.

„Aber, Herr von Dahlem,“ stammelte sie verwirrt, „das ist ja unmöglich!“

„Wieso unmöglich? — Was soll unmöglich sein? Meinen Sie unsere Verheiratung?“

„Was würde Ihr Vater, Ihre Familie dazu sagen?“

„Sie werden mir anfänglich Widerspruch entgegenstellen, aber der wird zu besiegen sein. Meinem Vater geht die Ehre über alles, und mein Vorhaben enthält nichts, was diese verletzen könnte. Meine Mutter ist sehr adelsstolz und nicht frei von Vorurteilen, das ist wahr, aber sie liebt mich innig.“

„Sie werden trotzdem ihre Einwilligung nicht geben.“

„Ich bin fünfundsanzig Jahre alt!“ rief Ewald von Dahlem fast heftig. „Ich bin also längst majoram und habe das Recht, frei über meine Person zu verfügen. Nichts kann mich daran hindern, mir meine Frau nach meinem Geschmack zu wählen. Sprechen wir also nicht weiter von meiner Familie, Fräulein Gertrud, sondern von Ihnen, nur von Ihnen allein. Sagen Sie ja, willigen Sie ein? Das übrige ist meine Sache.“

Gertrud war durch diesen Antrag, der in so offener, treuherziger Weise gestellt wurde, so fassungslos, daß sie kaum imstande war, ihre Gedanken zu ordnen. Und während sie nachwachte, was sie dem jungen Mann antworten sollte, fand dieser vor ihr, den Blick angstvoll und forschend auf ihre Züge gerichtet, daraus offenbar zu lesen suchend, welchen Eindruck seine Worte auf das junge Mädchen gemacht hatten.

„Herr von Dahlem,“ sagte Gertrud endlich, „entschuldigen Sie, bitte, meine grenzenlose Verlegenheit. Ich habe an dergleichen nie gedacht und bedarf der Ruhe, der Überlegung, um Ihnen antworten zu können.“

„Sie zittern,“ sagte der junge Freiherr, ihre Hand ergreifend und sie achtungsvoll küßend, „in welcher Erregung Sie sich befinden! Darf ich sie zu meinen Gunsten auslegen?“

Gertrud entzog ihm hastig die Hand.

„Sie weigern sich — Sie stoßen mich zurück!“ rief er mit einem so schmerzlichen Ausdruck, daß sie gerührt davon wurde.

„Ich kann Ihnen die gewünschte Antwort nicht geben, Herr von Dahlem,“ sagte das junge Mädchen, immer noch vor Erregung zitternd, — „ich darf es nicht. In Anbetracht der Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, erscheint mir Ihre Absicht unmöglich. Ich bitte Sie dringend, darauf zu verzichten.“

„Das klingt fast wie eine Abweisung, und Sie haben noch nicht einmal in Ruhe darüber nachgedacht. Sagen Sie jetzt nichts mehr, Sie sollen Zeit haben und können es bis zum Abend reiflich überlegen. Wenn ich bis dahin keinen Bescheid erhalte, dann reise ich sofort nach Stolberg zurück, um meine Eltern um ihre Einwilligung zu eruchen.“

Gertrud schüttelte besorgt und zweifelnd den Kopf, aber als sie antworten wollte, fiel er ihr aufgeregt ins Wort:

„Bitte, sagen Sie jetzt nichts weiter! Mein Vater wird einwilligen. Es mag übrigens kommen, wie es will, Sie werden Freiherrin von Dahlem, wenn Sie selbst es wollen. Das schwöre ich Ihnen!“

„Schwören Sie nicht!“ rief Gertrud, „Sie sind im Augenblick viel zu erregt, und —“

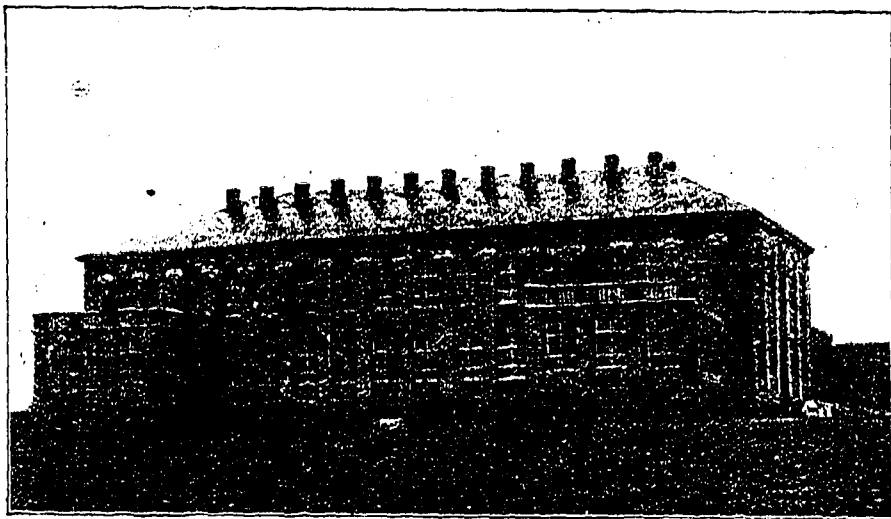
Er hörte nicht mehr, was sie sagen wollte. Um jeden Einwand abzuschneiden, hatte er sich mit großen Schritten entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Orgelbauer.

Skizze von Käthe Lam. (Schubert verb.)

Über die ungeechneten Wege des Friedhofs, in dessen Mitte das altersgraue Dorfkirchlein lag, schritten rohe, junge Gestalten. Blühendes Leben auf der Stätte des Todes. — Ihre hellen Stimmen zwitscherten in heiterem Gespräch mit den Vogelstimmen um die Wette, und die lichten Kleider der jungen Mädchen wetteiferten mit den bunten Blumen und den weißen,



Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. R. (Mit Text.)

seher Vandlust von den Anstrengungen des Gesangstudiums erholen sollte. Und diese feingliedrige, zarte Erscheinung fesselte ihn, fesselte übrigens das Interesse sämtlicher Buntmützen, so daß Sophie Nadegast, das Bächterstöchlein, und Ursula Reding, das reiche Mühlenprinzeßchen, die sonst ihre bevorzugten Rollen in dem kleinen Kreise spielten, ganz im Hintergrund standen.

Wie diese Irene aber auch erzählten konnte. Von ihrer Heimat in dem großen, lebhaften Berlin, von ihren Gesangstudien, von all den schönen Kunstgenüssen, die ihr offen standen.



George Weisinghouse, Erfinder des Systems der Luftdruckbremse. (Mit Text.)

duftenden Holunderdolden. Lange Gewinde von Blumen und Laub schlepp-



Burg Ludwigstein im Werratal. (Mit Text.)

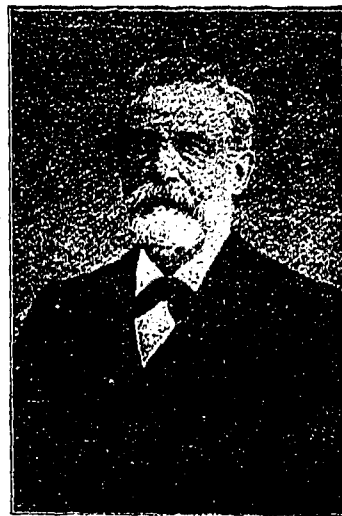
ten sie in die Kirche und die hochaufgeschossenen Zünglinge im Schmucke der bunten Schülermützen halfen dabei.

Der Kirchenschmuck sollte dem Jubiläumsgottesdienst gelten, den man morgen feiern würde zum Gedenten, daß vor fünfundsiebenzig Jahren der Pfarrer zum ersten Male auf der Kanzel des Kirchleins gestanden hatte. Alle diese Jahre getreu vereint mit der Gemeinde in guten und bösen Zeiten.

Der jüngste Sohn des Jubilars war mit in der munteren Schar, aber die weiße Mütze der

„Aber nichts ist so schön, wie es hier ist,“ sagte sie dann zum Schluß, und ihre dunkelblauen Augen strahlten — „nichts ist so schön, wie dieser Frieden, dieses Dorf, der Garten, Onkels Felder und Ursulas Mühle und das Pfarrhaus. Das ist ja alles Poesie — in der Stadt ist alles Prosa.“

„Aber die Kunst nicht“, widersprach Walter Nadegast, der nur langsam auf der Schule vorwärts kam, sich aber, da er in seinen Muße- und Arbeitsstunden sich in verunglückten Gedichten verführte, einbildete, aus dem schlechten Schüler werde nach bekantem Muster ein berühmter Dichter.



Prof. Dr. Wilhelm Leydig, Geheimrer Oberregierungsrat. (Mit Text.)

Irene sah ihn an, dann sagte sie mit ihrer klingenden Stimme: „Nein, auch die Kunst ist Prosa — denn die Kunst geht auch nach Brot und Geld.“

„Und hier wird auch Korn gebaut für Geld, hier wird Vieh für Geld gezogen, und Ursulas Vater verkauft Mehl um schnöden Mammon.“

Da lachte Irene. „Mag alles sein, aber hier unleuchtet alles die goldene Sonne oder es unschleiert sie der düstere Nebel — das ist Poesie — und wer es nicht meint, kann es ja anders meinen.“

„Sie sind sehr kurz mit Ihrem Urteil, mein gnädiges Fräulein“, sagte Hubert Reding, der Jura studieren und ein großer Verwaltungsbeamter werden wollte, weil er behauptete, daß das Klappern der Mühle und der Mehlstaub ihm Nerven und Lungen schädigen würde.

er war nicht Schüler mehr, er trug schon die weiße Mütze der Wingolfs und sah etwas ernsthaft drein. Allerdings, lange konnte die ernste Stimmung, mit der er zum Fest eingetroffen war, nicht standhalten. Aus dem Gutspächterhause und aus der Mühle waren die früheren Spielgefährten gekommen, ihn in das Schulhaus zu holen, wo die Blumengirlanden gerunden wurden. Erst hatte er nicht gehen, sondern lieber bei den schon im Pfarrhause zur Feier eingetroffenen Verwandten bleiben wollen, nur ein Weibchen kam er „zuzusehen“, aber dann blieb er doch. Denn aus dem Gutspächterhause war ein junger Gast mit Tochter und Sohn gekommen, eine Kusine, die für einige Zeit sich in frei-



Die erste öffentliche Impfung in Albanien. Leipziger Presse-Büro, phot. (Mit Text.)



Im Frühling. Von G. Niezky.  
(Mit Text.)



„Mein Laub ist zu Ende,“ klagte plötzlich Sophie Madegast, „hole mehr, Konrad“, befahl sie einem schlanken großen Knaben, der müßig träumend am Fenster gesessen hatte.

Konrad stand gehor am auf, küßte einen alten grünen Jagdhut auf den blonden, feinen Kopf und verschwand. Irene sah ihm nach. „Weshalb trägt dieser Konrad keine bunte Mütze, das sieht so lustig aus.“

„Der kann nicht gut lernen, da ist er nicht auf die hohe Schule gekommen“, erwiderte Ursula, das Mühlenprinzesschen.

„Aber er ist doch dein Bruder, und deine beiden andern Brüder sind doch auf dem Gymnasium.“

„Nein, Konrad ist mein Bruder nicht,“ Ursulas Stimme klang hart; „er ist Vaters Brudersohn, Vaters Bruder ist ein Leichtfuß gewesen, hat sein hübsches Hab und Gut verlor — als er starb — die Mutter war schon früher gestorben, hat Vater Konrad angenommen. Aber er kann nicht lernen, er ist man sehr lerndumm, darum muß er auf der Dorfschule bleiben. Watling sagt, wenn er auch zwei Jahre dienen muß, Krastere schadet keinem Menschen, und er wird doch nur Handwerker, Tischler oder Schlosser.“

Es raschelte unter dem offenstehenden Fenster, gleich darauf erschien Konrad mit dem Korb voll Laub. Niemand achtete auf ihn, nur Irenes Blick streifte ihn, der Jüngling sah abschlah aus, die dunkelgrünen, melancholischen Augen brannten in dem weißen schmalen Gesicht. Er warf einen scheuen Blick auf Irene.

Was sie wohl dazu meinte, daß er Handwerker werden mußte, nur Handwerker. Er hatte sich bis jetzt leicht damit abgefunden, die Wissenschaften reizten ihn nicht, aber heut, seit er Irene Wendinger kannte, wünschte er, auch eine bunte Mütze zu tragen, um ihr ebenbürtiger zu sein.

Und nun war der kleine Zug am Kirchthor angenommen, es stand weit offen und die Strahlen der goldenen Nachmittagssonne fielen hinein auf den einfachen, schmucklosen Altarraum, die kleine Kanzel, die lieblichen die an der schlechten weiß getünchten Wand hängenden Totenkränze der im Lauf der Jahre verstorbenen Jungfrauen der Gemeinde und vergoldeten die Tafeln, auf denen die Namen derer verzeichnet, die fürs Vaterland gesauert waren.

Die Unterhaltung hatte aufgehört, man war allein mit dem Anbringen des Schmutz bes beschäftigt; an der letzten Bankreihe standen Irene und der Wingolfsstudent und dirigierten: „dort noch etwas mehr hängen lassen“ — „legt doch die Kränze doppelt um das Kanzelbrett.“

Die Stimmen hallten gedämpft in der kleinen Kirche wider — aber mit einem Male hob ein seltsames Singsingen im Orgelchor an — langsam, ganz langsam schwebten gehaltene Akkorde durch den schlichten Raum, die immer mehr und mehr anschwellen, dann wieder leiser werdend, fast verklangen, um dann brausend und jubelnd einzusetzen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“

Irene hatte sich in die schmale Bank gesetzt, es war ihr unmöglich, weiter den Blick auf den Schmutz zu richten — diese kleine, schlechte, alte Orgel konnte solche Töne hergeben — ja, wer spielte sie denn? Das war ja echte Kunst — wie oft hatte sie in den Kirchen oder im Saal der Hochschule die Orgel spielen hören. Vollendeter, künftlerischer vielleicht, aber selten inniger und weicheroller.

„Wer hat denn das gespielt?“ fragte sie, als die Orgel schwieg, Hubert Meding.

„Das war Konrad“, jagte er gleichmütig. „Orgel spielen ist Konrads einzige Passion, manchmal vertritt er den oft leidenden Organisten. Ist etwas Sonderbares daran? Sein Vater und seine Mutter waren musikalisch, zuletzt hat sein Vater mit der Geige auf Jahrmärkten sein Brot verdient.“

Die Dämmerung lag schon über dem Friedhof, als die kleine Gesellschaft heimzog — Konrad schloß, als der letzte, die Türen zu. Und als der letzte, unbeachtet, ging er hinter den heiter Plaudernden her. Er wußte nicht, ob er diese Buntmützen haßte. Ach nein, er haßte sie nicht, er bemitleidete sie, daß sie so kleinlich dachten von ihm, der seine bunte Mütze trug, keine hohe Schule besuchte. Er jagte sich Ursulas harte Worte, die er gehört hatte, immer wieder vor:

„Er ist nur angenommen, ist lerndumm, muß zwei Jahre dienen, muß Handwerker werden — Tischler.“ Ganz langsam ging er zwischen den Gräbern umher — da stand, wie hingeweht, die weiße Mädchengestalt vor ihm, und Irene drückte ihm die kalte Hand: „Konrad, Sie sind ein Künstler, trösten Sie sich, daß Sie nicht lernen können. Gott schenke Ihnen die Kunst.“

Und dann war sie verschwunden, und er sah sie im Kreise der Gefährten über die Dorfstraße gehen, jeder seinem Heim zu.

Mühetos war Irene Wendinger den Weg der Kunst zu Ruhm und Erfolg geschritten, in mühevoller Mühen um die Weihe der Kunst war die Kraft des jungen Konrad Meding erlahmt. Der

Oheim und Vormund sprach ein Machtwort: Konrad kam in die Kreisstadt zu einem Tischler in die Lehre.

Der Wingolfsstudent war längst Pfarrer und hatte des Vaters Stelle erhalten, Hubert Meding war Regierungsauffessor und träumte von großer, ferneren Laufbahn, Walter Madegast hatte auf den Dichterlorbeer verzichtet und war als wohlbestallter Landwirt vorwärts gekommen, Sophie Madegast hatte einen Amtsrichter in der nahen Stadt und Ursula Meding einen reichen Kaufmann in Bremen geheiratet, und die ganze Gesellschaft, die in früher Jugendzeit Kränze gewunden hatte, war zerstreut. Selber hörte man voneinander, Welt und Leben trennen oft ebenso unerbittlich, ebenso sicher wie der Tod.

In ihrem behaglichen, reichen Heim saß Irene Wendinger, in reifer Sonnenhöhe erblickt zu vollster Kraft und Schönheit und zur Meisterkraft ihrer Kunst. Ein paar Jahre war sie mit einem Stollegen von der Bühne vermählt gewesen, aber sie hatten beide bald eingesehen, daß diese Ehe ein Irrtum war, und nun lebte Irene ein einsames Leben, nur der Kunst geweiht, und im Verkehr mit einigen befreundeten Familien. Ihre Kunst kannte sie in der Stadt, und nur wenige Sommerwochen bezog sie ein schlichte Ferienhaus an einem der klaren, blauen mecklenburgischen Seen.

Ihre treue Dienerin brachte ihr einen Brief, das Kuratorium der neuerbauten Kirche eines Dororts bat sie, zur Einweihung der Kirche zur Orgelbegleitung einen Hymnus zu singen. Ehe sie antwortete, ließ sie sich mit der Intendantur verbinden, um sich die Erlaubnis zu sichern. Zum ersten Male in ihrem Leben bat man sie um solchen Vortrag. Und sie wollte zusage in der Erinnerung an jenen Sommertag, da sie die alte Dorfkirche geschmückt hatten, und da der lerndumme Konrad die Orgel gespielt hatte, wie sie noch nie hatte spielen hören. Zu den Proben, die erst in ihrem Musiksalon an ihrem Flügel waren, kam der Orgelspieler, der ihren Gesang erst begleitete, zu ihr — ein einziges Mal probte sie in der Kirche. Der Meister, dessen Name einen guten Klang hatte, spielte vollendet — Irenes Stimme schmiegte sich den janzenden Stimmen aufs beste an, aber sie wünschte mit einem Male, daß es der schmale, arme Junge mit dem verbeulten, alten Jägerhut seines Oheims sein müßte, der ihren Gesang begleitete.

Was wohl aus ihm geworden war?

Ein Tischler in der Kleinstadt, der Möbel macht und Särgen Ein biederer Handwerksmeister, der eine tüchtige Frau Meisterin geheiratet hatte und der vielleicht wacker schaffte, um den Söhnen die höhere Schule und die bunten Mützen zu ermöglichen? Sie meinte noch oft die großen, verkörnten Augen in dem weißen Gesicht zu sehen, als er am offenen Fenster die unbarmherzigen Worte der Pflugeschwester gehört hatte.

Das Antlitz des Jünglings war ihr in all diesen langen Jahren eine Warnung gewesen vor lieblosen Worten. Und nun stand sie, im schwarzen Sammetgewande, vor der Orgel und nun brausten die gewaltigen Klänge durch das schöne, glanzvolle Gotteshaus, und mit einem Male war es ihr, als stünde sie nicht im Dorort der Großstadt, sondern als sei sie hingeweht in die schlechte, einfache alte Dorfkirche mit den verdorrten Totenkränzen und den vom Sonnengold umstrahlten Ehrentafeln der Gefallenen, und aus den wehmütigen Akkorden der Orgel zog des Jünglings Klage zu ihr: Warum hast du mich nicht mit dir genommen auf den Weg zur Kunst — ich habe ihn allein nicht gehen können, ich bin gestorben und verdorben. Und doch klang im Angedenken jener Stunde ihre Stimme so frisch, wie fast nie, doch konnte sie klagen in der Erinnerung an unterlassene Güte.

Ihre Jugend kam zurück, und die Jugendfrische der Stimme schwang sich siegreich empor neben den Tonwellen der wunderbaren Orgel.

Laute Stille, als sie geendet, zeigte die Ergriffenheit der lauschenden Menge. Der Musikdirektor und Orgelkünstler verneigte sich tief vor ihr und drückte ihr warm die Hand, sie wehrte bescheiden seinem Lobe. „Zu solcher Begleitung zu singen ist Freude,“ jagte sie — „und zu solchen Orgeltönen. Welcher Meister mag sie gebaut haben?“

„Er ist noch nicht sehr bekannt, aber er wird bald einer unserer ersten Orgelbaukünstler sein“, erklärte der Musikdirektor.

„Ein gottbegnadeter Mensch, der solch Werk bauen und stimmen kann“, jagte Irene.

Da drang ein tiefer Seufzer an ihre Ohr, langsam kam über die Orgelempore ein schlanker Mann geschritten, dem schmalen Gesicht gaben ein paar große, leuchtende Augen Leben, und das an den Schläfen stark ergraute Haar zeigte, daß des Lebens Kampf ihm nicht fremd war.

„Unser Meister!“ jagte der Musikdirektor.

„Konrad Meding?“ jagte die keise, klare Frauenstimme, im erkennend.

Meding verbeugte sich und jagte: „Dank, gnädig Frau, für Ihren Gesang, er hat meinem Werke Weihe gegeben, an dieser

Orgel  
auf  
die  
Be-  
sen

1  
2  
3  
4  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100

101  
102  
103  
104  
105  
106  
107  
108  
109  
110  
111  
112  
113  
114  
115  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200

Orgel habe ich gebaut mit meinem Herzblut. Bisher hatte man nur Orgeln nur zur Erneuerung überlassen, es ist schwer, vorwärts zu kommen in unserer Kunst; diese Orgel ist mein eigenes Werk, und ich weiß nicht, wie ich der Vorsehung danken soll, denn ein blinder Zufall ist es nicht, der Sie

Vererbte Bild.



„Achtung, ihre Müllsäcke, die Erde kommt!“

Und Irene antwortete: „Ja, sie ist unvergleichlich“, denn sie wußte, daß der arme, verkannte Künstler, der sich mühselig vom Tischlergesellen zum Orgelbauer durchgerungen hatte, in dieses Werk seine Seele gelegt hatte, seine Liebe zur Kunst und seinen Verzicht auf die Kunst.

Sie reichten sich zum Abschied die Hände, ihre Wege gingen wieder auseinander, was hatten sie auch gemeinsam, die berühmte Sängerin und der schlichte Orgelbauer?

Nichts, als eine Erinnerung an einen Sommertag voll Sonnenwein und das Orgelspiel eines beiseite geschobenen Knaben in einer schmucklosen Dorfkirche.

### Gute Nachbarn.

Ein wichtiges Erfordernis für friedliches Gemeinleben ist gute Nachbarschaft. Wo die Nachbarn nicht gut sind, herrscht fortwährend Streit und Zank, weil immer der eine die Rechte des andern nicht achtet. Bald sind es Grenzstreitigkeiten, bald Verletzungen durch Fahren, Geräusche und Gerüche, Bauten und Abwässer, wodurch die gute Nachbarschaft gefährdet wird. Wenn jeder Nachbar das Sprichwort beherrsigen wollte: „Was du nicht willst, das man dir tu“, das füg auch keinem andern zu“, so wären überall nur gute Nachbarn zu finden. So aber kommt einer dem andern zu nahe, und manchmal in einer Weise, die krasse Selbstsucht und Eigenliebe kennzeichnet. Die Folge davon sind zahlreiche und langwierige Prozesse, die oft beiden Seiten nur Geld kosten, namentlich, wenn die Nachbarn eigenmächtig auf ihrem Recht beharren. Das ist gewöhnlich dann der Fall, wenn sie über Gesetzgebung und Rechtspflege nur mangelhaft unterrichtet sind. Da dies meistens der Fall ist, erscheint es zweckmäßig, die Nachbarn über ihre Rechte und Pflichten aufzuklären.

Grenzstreitigkeiten lassen sich am besten vermeiden durch gemeinschaftliche Feststellung der Grenze, am besten unter Hinzuziehung des Ortsvorstands. Die Grenzzeichen, Scheidlinge, Steine und Bäume müssen dann natürlich von beiden Seiten beachtet werden. Durchaus ratsam ist es, sich über Kleinigkeiten zu einigen, denn Grenzklagen sind immer sehr kostspielig und schädigen beide Teile, da die Kosten zu gleichen Teilen getragen werden müssen.

Mancher Nachbar meint, es sei sein Recht, Grenzbäume zu töwen, ihnen die Zweige, die nach seinem Grundstück hinneigen, zu nehmen. Zwar braucht der Nachbar Zweige und Wurzeln des dem andern Nachbarn gehörigen Baumes auf seinem Grund und Boden nicht zu dulden, wenn er dadurch geschädigt wird; aber es steht ihm nur das Recht zu, ohne weiteres die Wurzeln zu entfernen, hinsichtlich der Zweige muß er dem Nachbar erst eine Frist setzen. Läßt dieser die Frist verstreichen, so kann auch die Entfernung der Zweige erfolgen. Das gilt für alle nachbar-

lichen Bäume. Die Früchte, die von überhängenden Zweigen herabfallen, gehören dem Nachbar, nicht aber die, welche hängen. Diese abzuschütteln, ist der Nachbar keineswegs befugt.

Das Wegerecht der Nachbarn erkräftet sich selbstverständlich nur auf die öffentlichen, Kommunikations- und sonst vereinbarten Wege. Privatwege des Nachbarn darf der andere nicht benutzen, wenigstens nicht eigenmächtig. Ebensovienig darf er über das Land des andern fahren usw. Doch werden sich gute Nachbarn über diesen Punkt immer verständigen, und es wird der eine dem andern im Falle der Not die Benutzung des Ackers gern gestatten. Selbstverständlich darf der Nachbar kein Gewohnheitsrecht daraus machen und den andern dadurch wohl gar schädigen. Aber ungeachtet einer Schädigung können in gewissen Fällen Notwege erwirkt werden. Eine Entschädigung aber ist auf alle Fälle zu zahlen. Diese besteht in einer Geldrente.

Beim Bauen kommt es auch nicht selten zur Grenzüberschreitung. Wird mit Vorbedacht über die Grenze hinausgebaut, so kann die Entfernung des Baues verlangt werden, und sie muß erfolgen, wenn es sich um kein Gebäude handelt. Dieses kann unbeschadet des Eigentumsrechts des Nachbarn vielfach stehen bleiben, namentlich dann, wenn es der Nachbar veräußert hat, rechtzeitig Einspruch zu erheben. Aber auch wenn der Bau stehen bleiben kann, hat der Nachbar Anspruch auf eine Rente und den Abkauf des bebauten Streifen Landes.

Zur Bangerechtigkeit gehört auch die Lichtgerechtigkeit. Diese ist allerdings in manchen Staaten durch verschiedene Bestimmungen geregelt, doch lassen sich diese dahin zusammenfassen, daß der Nachbar durch Fensteranlagen in seinem Besitze nicht gekört werden darf. Dasselbe gilt von den Türen. Indes ist es ratsam, sich in allen Fällen bei der zuständigen Behörde zu erkundigen. Dadurch werden unnötige Streitfälle vermieden.

Die Beeinträchtigung oder Schädigung des Nachbarn durch Zuführung von Gasen, Gerüchen, Dämpfen, Rauch, Ruß, Geräuschen, Wärme, Erschütterungen usw. ist unzulässig. Auch durch Bienen, Tauben, Hühner und andere Tiere darf der Nachbar in seinem Besitze nicht geschädigt und gestört werden. Selbst das fortwährende Heulen der Hunde braucht sich ein Nachbar nicht gefallen zu lassen. Abwässer und Anlagen, durch die das nachbarliche Grundstück geschädigt wird und wohl gar Brunnen verunreinigt werden, sind unstatthaft. Im allgemeinen muß der Nachbar bei allen Anlagen mehrere Fuß von der Nachbargrenze abbleiben, doch bestehen darüber noch in den meisten Staaten besondere gesetzliche Bestimmungen. Wer also mit dem Nachbar nicht in Streit geraten will, muß diese beachten.

Die Beachtung gesetzlicher Bestimmungen ist überhaupt Ehrenpflicht jedes Staatsbürgers. Denn die Achtung der Gesetze ermöglicht erst ein friedliches Gemeinleben und sichert den Besitz.

—hg.

### Die ersten Schwalben.

Ihr Frühlingsboten, lehrt ihr wieder  
Zur altvertrauten Heimkehr?  
Bringt neues Hoffen, neue Lieder,  
Und immer Freude gold'ne Spur!  
So seid im blühenden Geäste  
Willkommen uns wie jedes Jahr,  
Ihr holden, leichtbeschwingten Gäste,  
Zu liebe, muntre Schwalbenchar!

Nach langen, düstern Wintertagen  
Entzückt uns wieder euer Sang,  
Von lauen Lüften fortgetragen,  
Das frühlingsdracht'ge Tal entlang.  
Und weht die alten, süßen Träume  
Von Märchenpracht und Kinderspiel,  
Und ruft im Schatten blühender Bäume  
Die sel'ge Jugend uns zurück.

Und weht ein neues, tiefes Sehnen,  
Und schwellt so wunzig unser Herz:  
Bei eures Liedes goldenen Tönen  
Schwingt sich die Seele sonnenumwärts.  
Ein neuer Lenz ist uns entglommen  
Voll Kindertrost und Märchenpracht --  
Ihr lieben Schwalben, seid willkommen,  
Die ihr uns neues Glück gebracht!

J. M. Buda.

### Unsere Bilder

**Eine neue Art von Wohnhäusern in Paris.** In der Rue Davin in Paris macht man zurzeit mit dem Bau einer neuen Art von Wohnhäusern einen Versuch. Die sechs Etagen der Häuser erheben sich terrassenförmig, so daß jede Etage für sich einen Hof bildet. Man will hierdurch erreichen, daß die Bewohner sowohl mehr Licht erhalten, als auch eine bessere Luft. Die Front der Häuser bildet einen eigenartigen Kubus.

**Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung.** Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung ist in Mülheim an der Ruhr kürzlich fertiggestellt worden. Mit den wissenschaftlichen Arbeiten wurde bereits begonnen, während die offizielle Einweihung im Juni erfolgt.

**Eine Wandervogetburg.** Die Burg Ludwigstein im Werratal, die seit einem Jahrhundert nicht mehr benutzt wurde, wird neu hergerichtet und dem Wandervoget als Herberge für die durch das Werratal ziehenden Hörden, als Ferienheim für alle deutschen Wandervoget und als Treff-

vunkt und Verjammungsort überlassen. Die Burg wurde im 15. Jahrhundert von den Landgrafen von Hessen zum Schutze der Schifffahrt auf der Werra erbaut, die hier besonders durch die Ritter auf der gegenüberliegenden Burg Hanstein gefährdet war.

**George Westinghouse.** Mit George Westinghouse, der im Alter von 28 Jahren gestorben ist, ist einer der bedeutendsten Erfinder der Neuzeit dahingegangen, der auf den verschiedenartigsten Gebieten der Technik bahnbrechend tätig war. Trotz seines englischen Namens stammt er aus einem westfälischen Geschlechte, das nach Amerika ausgewandert war. Er selbst wurde zu Central Bridge im Staate Newyork geboren und wandte sich, da sein Vater eine Fabrik besaß, dem Studium des Maschinenwesens zu, um später die Leitung des väterlichen Betriebes übernehmen zu können. Die zahlreichen Unglücksfälle, die sich auf den amerikanischen Eisenbahnen ereigneten, legten ihm den Gedanken nahe, eine Bremse zu konstruieren, mit der es gelingen sollte, einen in rascherer Fahrt befindlichen Zug möglichst schnell zum Stehen zu bringen. Zur Betätigung dieser Bremse bediente er sich der durch eine Luftpumpe verdichteten Luft, doch fehlten ihm zunächst die Mittel, seine Erfindung einzuführen. Als er im Jahre 1868 den Eisenbahnkönig Vanderbilt dafür zu interessieren versuchte, wies ihm dieser die Tür, da er an die Möglichkeit der Wirkung nicht glaubte. Den unausgegessenen Bemühungen des damals 27-jährigen Erfinders gelang es jedoch schließlich, die nötigen Kapitalien aufzutreiben. Heute ist seine Bremse in allen Ländern der Welt eingeführt.

**Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Lexis,** einer der bedeutendsten deutschen Nationalökonomien, legt sein Lehramt an der Universität Göttingen nieder. Er steht im 77. Lebensjahr und blüht sowohl als Gelehrter und Forscher wie als Leiter und Herausgeber großer Enzyklopädien und Sammelwerke auf ein erfolgreiches Lebenswerk zurück.

**Die erste öffentliche Jambung in Albanien.** Der Leibarzt des neuen Fürsten von Albanien, Dr. Verghausen, ist vor seinem Herrn in Durazzo eingetroffen. Er fand daselbst sogleich ein großes Arbeitsfeld; denn in Skavren kamen von weit und breit die Kranken herbei, um sich von ihm untersuchen zu lassen. Am 22. Februar fand die erste öffentliche Jambung sämtlicher Schulkinder des Ortes statt. Sie erfolgte auf einem freien Platz am Meeresstrand, da anderweitig kein genügend großer Raum vorhanden war. Als Doktorhelfer diente eine riesige Holzkrise, in der kurz zuvor der Schreibstisch des Fürsten eingetroffen war. Wie sehr es im übrigen in Albanien an dem Nötigen mangelt, beweist der Umstand, daß Dr. Verghausen bereits seine eigene Wäsche zu Verbandszwecken geopfert hat.

**Im Frühling.** Der Schlehdorn blüht und der Wiesengrund. Und die Lust ist so weich, daß sie fast müde macht. Freilich, die Kinder, die der jungen Erzieherin anvertraut sind, merken von solcher wohliger ermattenden Wirkung des Lenztags nichts: eifrig jagen die Duden den Schmetterlingen nach, und das sanftere Mädel pflichtet Blumen feiner von ihm zärtlich geliebten Erzieherin. Die aber träumt heute von einem fernem Tag, der ihr einmal kommen soll, den sie herbeisehnt, so liebt sie auch den ihr anvertrauten herzigen Ledentopf hat; einem Tage, an dem ihr jemand, den sie noch viel lieber hat, sagen wird: Komm, es ist genug, nun sollst du nicht länger deine Füße unter fremder Leute Tisch strecken, ich führe dich in mein und dein eigenes Heim zu dieser seligen Frühlingzeit, wenn der Schlehdorn blüht und der Wiesengrund.

**Allerlei**

**Erläuterlich.** „Du erhältst wöchentlich wenigstens zwei Briefe aus Berlin. Wir schreiben, seitdem ich dort weg bin, keine Menschenheele mehr. Wie kommt das eigentlich?“ — „Sehr einfach, ich habe dort noch alle angepumpt.“

**Ein Dieb.** A.: „Wie kommt es nur, daß Sie immer in Schulden stehen? Schämten Sie sich gar nicht?“ — B.: „Na, reden Sie nicht so; Sie hätten vielleicht auch Schulden, wenn...“ — A.: „Nun? ... wenn?“ — B.: „Na, wenn Ihnen einer was pumpte!“

**Wir gehn noch nicht nach Haus!** „Sch n k m a n n: „Meine Herren, ist Ihnen denn nicht bekannt, daß Nöhlen und Singen abends beim Nachhausegehen streng verboten ist?“ — S t u d e n t: „Nawohl, das wissen wir.“ — S c h n k m a n n: „Warum befolgen Sie also den Befehl nicht?“ — S t u d e n t: „Weil wir noch nicht nach Hause gehen.“

**Ein gut abgeführter Nibitz.** Beim Kartenspiel steckte ein kurzschichtiger aber zudringlicher Zuhauer oder Nibitz seine lange Nase über die Schulter eines Spielers in dessen Karten. Dieser Spieler, um sich den lästigen Menschen endlich vom Hals zu schaffen, zieht sein Schnupftuch aus der Tasche und erfaßt damit die lange Nase des Nibitzes, indem er, sich entschuldigend sagt: „Verzeihen Sie, ich glaubte, es wäre meine Nase!“ Unter dem allgemeinen Gelächter der Anwesenden zog sich der Nibitz beschämt und großend vom Spieltische zurück.

**Das Versteck des Mannes.** Eine vornehme englische Dame, deren Warte sich wegen einer Staatsverchwörung, in die er verwickelt war, ver-

borgen halten mußte, wurde gefragt: „Wo ist Ihr Gemahl?“ — „Ach habe ihn versteckt“, gab sie zur Antwort. Diese Ausrufung erfuhr einige Zeit darauf der König. Er ließ die Dame vor sich kommen und sprach zu ihr: „Sie wissen, wo Ihr Mann ist. Ich verlange daher, daß Sie es anzeigen; wenn Sie es nicht freiwillig tun, so wartet Ihrer die Folter.“ — „Ja, Eure Majestät“, antwortete die Frau, „ich weiß, wo er ist, er ist in meinem Herzen, dort können Sie ihn zu jeder Zeit finden.“

**Gemeinnütziges**

**Vautambühner** läßt man nicht zu früh brüten; die Sportzüchter bringen die Tiere erst im Juni dazu, denn der Standard verlangt, daß die Tiere nicht besonders stark werden.

**Zum Bekämpfen der Pflanzen mit Schwefelpulver,** wie es zum Zweck der Krankheitenbekämpfung geschieht, verwende man gemahlten Schwefel. Derselbe haftet auf dem Laube besser wie die Schwefelblüte.

**Gartenarbeit im Mai.** Im wunder schönen Monat Mai werden nicht selten die schönsten Hoffnungen der Gartenbesitzer durch die drei kalten Tage — 11., 12., 13. — zerstört; auch kalte Nächte vereiteln oft die Gartenfreunden. Daher hat auch die Aussaat zarter Gewächse keine Eile. Für Bohnen und Gurken ist bis zum 9. Mai noch Zeit genug. So bald aber die kalten Nächte vorüber sind, heißt es fleißig die Hände regen. Alle Mistbeete müssen ausgepflanzelt werden. Pfirsichbäume können an warmen Tagen beschnitten werden. Bei Zwergobst und Spalierbäumen sind die Laubholzfriebe vorsichtig zu entfernen, aber nur da, wo sie nicht genehm sind. Das Auskieren von Steinobst ins treibende Auge hat zu erfolgen. Raupen sind sorgfältig zu vertilgen. Besonders der gefährliche Ringelspinner treibt jetzt sein Unwesen. Da er gefellig lebt, sind die Schädlinge haufenweise vereinigt und können dabei leicht gefangen werden. In den Gemüßbeeten sind Pflanzungen vorzunehmen. Zu verpflanzen sind Rettichoden, Kohlarten u. a. m., Erbsen sind mit Stöcken zu versehen. In den Blumenbeeten blüht es schon mannigfach. Auspflanzungen der aus Steddingen gezogenen Georginen sind nötig. Abgeblühte Bergsträucherbeete sind abzuräumen, darnach zu düngen, zu graben und neu zu bepflanzen. Rasen muß wöchentlich geschnitten und gewalzt werden. Die Häckarbeit ist immer fortzusetzen; denn das Unkraut vermehrt sich durch den Samen ungeheuer. In trockener Zeit darf das Gießen niemals veräußt werden. Es ist aber auch notwendig, daß jede Pflanze diejenige Behandlung erfährt, die zu ihrem Wohlgedeihen wesentlich beiträgt. Wer also am Gartenbau Freude haben will, der muß sich auch über die Bedürfnisse der Pflanzenwelt durch Bücher und Zeitschriften eingehender unterrichten.



**Ein Schlambberger.**  
„Warum guckst du mir denn schon so lange zu? Spiel doch mit den andern Kindern da draußen!“  
„Aber, ich hab' keine Lust, ich warte lieber!“  
„Auf was wartest du denn?“  
„Na, bis Sie von der frisch gestrichenen Wand aufstehen!“

**Anagramm.**

Als Münze bin ich dir bekannt,  
Doch gelte ich nur in fremdem Land.  
Ein einzig Zeichen trage an,  
Zum Meeresraube werd' ich dann.  
Julius Fald.

**Kreuz-Mätzel.**



Nach Erden der Buchstaben  
bezeichnen: 1) Die Entrechte;  
Ein Väterlein. 2) Die Waage  
rechte: Ein Junckel.  
Julius Fald.

**Silberrätsel.**



Auflösung folgt in nächster Nummer.

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

Des Silberrätsels: Karoline, Arabien, Magdalen, Emilie, Riga, Urne, Natal.  
Des Logarithms: Wind-Wasser-Loch.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaction von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Pfeiffer & Pfeiffer in Leipzig.